

Antonia Brokmeier, 8d: Ohne Titel

Wörter: Haus, Schlüsselloch, Gehstock, Würfel, Pyramide, Erde, Abakus, L

Ich betrat das Café und sah sie sofort. Das war nicht schwer, denn mit ihrem rotem Mantel und ihrer hochgewachsenen Figur war sie nicht gerade unauffällig. Ich trat an den Tisch, an dem sie saß, schob den Stuhl zurück und ließ mich auf ihn plumpsen, was ein Fehler war, denn ich kassierte einen strengen Blick.

„Du bist zu spät.“

Ich ignorierte ihren Kommentar und sagte nur: „Guten Tag, Großmutter, schön dich zu sehen.“

Sie nickte mir zu. „Kind, du wirst immer größer und du siehst deiner Mutter mit jedem Tag ähnlicher.“

Ich wusste in diesem Moment nicht, ob das gut oder schlecht war, aber ich lächelte.

„Wie geht es in der Schule?“

„Ist das dein Ernst? Ist das das Einzige, was dich interessiert?“, fragte ich entnervt.

„Nein, aber ich denke, dass ist das Einzige, über das du mir etwas erzählen würdest“, antwortete sie wahrheitsgemäß. In diesem Moment sah sie so traurig aus, dass sie mir fast schon leid tat. Aber nur fast. Ich behielt meine kühle Miene bei, räusperte mich und sagte schließlich:

„So wie immer. Hab eine Eins in Mathe.“

„Na, das ist ja nichts Neues“, antwortete sie und in diesem Moment hörte ich eine laute, bellende Stimme, die von dem Tisch hinter uns kam.

„Was ist mit dem verdammten Würfel los?“

Ich drehte mich um und sah, dass die Stimme von einem alten Mann kam. Der Mann sah reichlich verärgert aus.

„Wenn das so weiter geht, werde ich nie im Leben zu der Pyramide kommen. Ich hasse dieses Spiel.“

In dem Moment sah ich, dass der Mann nicht verrückt war und mit sich selber redete, sondern dass er mit einem kleinen Jungen am Tisch saß. Ich sah den Jungen an und der Schmerz durchfuhr mich unerwartet, so dass ich mich fast abwendete. Ich musste es vergessen.

„Ach Opa, schau mal. Du bist schon bei den Ägyptern und ich bin erst bei den Indianern im Tipi“, sagte er Junge besänftigend. Plötzlich bückte sich der Man nach unten, hob etwas auf, es sah nach einem Gehstock aus, stand auf, packte den Jungen am Arm und zerrte ihn aus der Tür. Das Brettspiel lag immer noch auf dem Tisch.

Ich drehte mich wieder zu meiner Großmutter um, die sichtlich entsetzt über den Vorfall gewesen zu sein schien, denn sie schüttelte nur ihren Kopf. Dann schien ihr einzufallen, dass ich mich ja mitten im Gespräch einfach von ihr abgewendet hatte und sie bedachte mich mit diesem spöttischen Lächeln, das ich öfter sah als ihr normales. Ihre Augen waren meerblau wie die meiner ganzen Familie, ihre Haare waren weiß und sie hatte sie wie immer zu einem strengen Dutt zusammengebunden.

„Entschuldigung, ich war abgelenkt.“

„Das habe ich bemerkt, aber das kenne ich bei dir ja schon. Du bist genau wie deine Mutter.“

Ich stöhnte auf. Jetzt kam das wieder: sie verglich mich mit meiner Mutter.

„Ach ja, wie geht es der eigentlich?“

Jetzt sah mich Oma besorgt an.

„So wie es ihr seit drei Monaten geht. Unveränderlich. Sie liegt im Bett und trauert.“

Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten und die Tränen fingen an zu fließen, obwohl ich geglaubt hatte, ich hätte alle meine Tränen schon aufgebraucht.

„Aber das tun wir doch alle“, sagte meine Oma und kramte aus ihrer Chaneltasche ein mit Spitzen besetztes Stofftaschentuch. Ich packte es und schnäuzte wahrscheinlich sehr Ungraziöses hinein. „Reden wir über etwas anderes: Wann kommt dein Vater wieder?“

„Wo Papa ist, willst du wissen? Du kannst ihn doch sowieso nicht leiden, dann musst du nicht so tun, als ob du dich für ihn interessierst. Du kannst das vielleicht, **seinen** Tod einfach wegstecken, aber ich kann das nicht und Mama auch nicht! Anstatt ihr zu helfen steckst du uns das Geld zu, aber Geld ist nicht alles, verstehst du? **Er** ist tot, tot, tot! **Er** wird nicht mehr kommen!“

Ich schrie und die Gäste des Cafés drehten sich nach mir um. Meine Oma sah erschrocken aus. Sie sackte in sich zusammen und sagte: „Du hattest schon mal einen Nervenzusammenbruch, beruhige dich.“ Und das tat ich: ich beruhigte mich. Ich atmete tief ein und wieder aus und schluckte den Schmerz hinunter. Meine Oma hielt die Hand hoch, um dem Kellner klarzumachen, dass sie zahlen wollte, und er kam sofort.

„Es tut mir Leid. Ich wollte das nicht, wirklich nicht, es tut mir so Leid“, murmelte ich.

„Ich weiß, Schatz, aber ich denke, irgendwie hast du recht: ich war selbst so mit meinem eigenen Schmerz beschäftigt, dass ich euren gar nicht bemerkt hab, obwohl **er** euch näherstand. Es tut mir Leid“, sagte sie und

ich sah, dass ihre Hände leicht zitterten. Wir verließen dieses schreckliche Café und Großmutter rief mir ein Taxi. Wir verabschiedeten uns und ich ließ mich in das Polster sinken.

Kurze Zeit später stand ich fröstelnd vor unserem Haus: Das Wort „Haus“ war leicht untertrieben. Es war eine große, überladene, viel zu große, prächtige Villa, die schon seit Jahrzehnten in unserem Familienbesitz war und ich konnte sie nicht ausstehen. Mit zitternden Fingern versuchte ich vergeblich den Schlüssel in das Schlüsselloch zu stecken. Ich seufzte, nahm den löwenförmigen Türklopfer aus Messing in meine Hand und schlug zaghaft gegen die große Eichenholztür. Ein dumpfes Geräusch ertönte und kurze Zeit später öffnete Betty, unser Hausmädchen, die Tür. „Oh, Frau von Wolfenstein, Sie kommen früher als erwartet. Sie sind ja ganz verfroren. Hatten sie keine Handschuhe dabei?“

Zehn Minuten später lag ich auf meinem Bett und es klopfte. Ein blonder Lockenschopf erschien in der Tür. „Hey du. Wie war’s bei Oma?“

„Na ja, so wie immer halt: ich hab mich aufgeregt und ihr tut es Leid. Wie war’s bei dir in der Schule?“

Meine kleine Schwester Catherine setzte sich auf meinen Schreibtischstuhl.

„Wir haben heute das L gelernt und wir haben gerechnet mit so nem Rechendingsbums.“

Ich schmunzelte.

„Du meinst einen Abakus. Ich mochte den nie.“

Ich setzte mich auf und klopfte neben mich auf das Bett. Daraufhin sprang Cathi auf und ließ sich auf mein Bett fallen.

„Spielen wir was? Bitte!“

Ich strich über ihr widerspenstiges Haar, sie zog eine Grimasse, wobei ihre niedliche Zahnücke zum Vorschein kam. Ich ergab mich und die nächste Stunde verbrachte ich damit gefühlte vierzigmal Uno zu spielen. Kaum hatten wir aufgehört, fragte Cathi: „Gehst du mit mir in den Wald, ich hab da was entdeckt?“ Sie schaute mich für ihre Verhältnisse zu ernst an. Ich willigte ein.

Kurze Zeit später gingen wir den schmalen Waldweg entlang. „Wie lang denn noch? Es wird kalt. Was willst du mir zeigen?“, fragte ich ungeduldig. „Wir müssen bald nach Hause.“

Das war einfach gelogen. Ich wusste, dass sich niemand Sorgen um uns machen würde. Seit er weg war, war alles anders geworden. Cathi schien nervös zu werden. Sie zeigte auf einen Baum, rannte auf ihn zu und kniete sich ein Stück vor ihm nieder. Als ich bei ihr ankam, sah ich es: ein roter Zipfel Stoff ragte aus dem Boden. Ich lachte.

„Ach Cathi, du hast mir vielleicht einen Schrecken eingejagt. Das ist nur ein Stück Stoff von irgendeinem Kleidungsstück. Vielleicht ist jemand an einem Ast hängen geblieben.“

„Nein, schau doch. Das ragt tief in den Boden hinein.“ Sie zerrte daran, doch nichts tat sich. Auch ich zog daran, doch da war nichts zu machen. Ich schaute mich um und sah ein Stück weiter vorn eine Schaufel an einen Baum gelehnt. „Seltsam“, murmelte ich. Ich holte die Schaufel und stieß sie in den, wie ich erwartete steinharten, vereisten Boden, doch die Erde war ganz weich. Als ob jemand sie frisch über das, was er offenbar verbergen wollte, geschüttet hatte. Ich begann zu graben und der rote Stoff entpuppte sich tatsächlich als Kleidungsstück, doch das war nicht alles. Ich grub immer mehr aus und plötzlich sah ich es. Es war eine Leiche. Aber es war nicht irgendeine Leiche. Er war es. Mein kleiner Bruder Elliot. Und er war tot. Ich hörte nur noch ein Rauschen in meinen Ohren und ich kauerte mich auf den kalten Boden neben ihn und weinte. Als ich mich aufsetzte, war Cathi verschwunden.